

Quellen und Forschungen
zur
Europäischen Kulturgeschichte

Herausgegeben von Michael Maurer

Michael Maurer (Hrsg.)

Wales

Die Entdeckung einer Landschaft
und eines Volkes durch deutsche
Reisende (1780-1860)

Einleitung: Wales.

Die Entdeckung einer Landschaft und eines Volkes durch deutsche Reisende (1780–1860)

Jahrhundertlang sah man in Wales eine europäische Randlandschaft, ein gebirgisches Rückzugsgebiet in Distanz zu den Metropolen und Kerngebieten nicht nur des europäischen, sondern auch des britischen Geschehens. Eine abgeschlossene Bevölkerung, die sich einst bei der Besiedlung Britanniens durch Angeln und Sachsen in unwegelebame, wenig fruchtbare Gebirge zurückgezogen hatte, in denen es meist regnete; eine Bevölkerung mit unverständlicher und kaum aussprechbarer keltischer Sprache, eine zurückgebliebene Randkultur, ein armes Land – das war das allgemeine Bild, das man sich in Europa von Wales machte. Wozu hätte man dorthin reisen sollen?

In der Gegenwart hat sich dieses Bild nicht nur durch die Entwicklung des Fremdenverkehrs und das Erholungsbedürfnis der Menschen aus industriellen, städtischen Ballungsräumen mit ihrem unausgesetzten Lärm von Maschinen und Verkehrsmitteln grundlegend verändert. Infolge der Regionalisierung Großbritanniens, der (Rück-)Übertragung staatlicher Rechte auf diese Region („*Devolution*“) und die Eröffnung eines eigenen Parlamentes in Cardiff rückte die Tatsache stärker in ein europäisches Bewußtsein, daß Wales nicht nur im internationalen Fußball eine „Nationalmannschaft“ aufzubieten hat, sondern wirklich eine Nation ist.

Der früheste Reisebericht eines Deutschen aus Wales datiert von 1784. Innerhalb von zwei bis drei Generationen nach diesem Datum wurde Wales von deutschen Reisenden in jeder Hinsicht erschlossen. Die neun Reiseberichte im Verlauf von acht Jahrzehnten, welche uns überliefert sind, stehen hier im Zentrum.

Das neue Reiseland des 18. Jahrhunderts war England gewesen. Den bekannten Kulturländern Europas, welche bis dahin den Kanon der adligen Kavalierstour und der bürgerlichen Bildungsreise ausgemacht hatten, schloß sich im Zeitalter der Aufklärung England an als ein Land, das für Freiheit und Natur stand, also wesentliche Ideale der Zeit in höchster Weise verkörperte. Wie kam es dazu, daß die deutschen Reisenden seither auch das angrenzende Wales aufsuchten? Die entscheidende Antwort wird lauten, daß in Wales eine *Landschaft* zu erleben war, welche in besonderer Weise der Sensibilität jener Epoche entsprach, die im späten 18. Jahrhundert begann und im mittleren 19. Jahrhundert noch nicht zu Ende war. Dies ist komplementär zur Entdeckung Schottlands zu sehen, wenn auch gerade die Unterschiede zwischen Wales und Schottland erhellt sein können.

Wer sind nun diese Reisenden, die Wales als Reiseland für die Deutschen entdeckten und Zug um Zug erschlossen? Vielleicht ist es ein Zufall, daß es durchwegs *Männer* sind, denn unter den großen Reisenden nach England, Irland und Schottland gibt es durchaus *Frauen*. Als Sophie von La Roche 1786 England bereiste, war Wales noch unbekannt. Auch als Johanna Schopenhauer 1787 und 1803–1805 durch England und Schottland fuhr, war Wales noch kaum bekannt. Und daß Emilie von Berlepsch 1800 die beschwerliche Reise nach Schottland auf sich nahm, nicht aber nach Wales, hängt mit *Ossian* zusammen: Eine literarische Überlieferung, die Reisende nach Wales gezogen hätte, gab es nicht – abgesehen vom Zauberer Merlin und König Arthur (Artus), von denen damals aber nur die wenigsten europäischen Gebildeten etwas wußten, wenn solche Überlieferungen auch im Zuge der Romantik allmählich ans Licht gestellt wurden.

Also: neun Männer – Reisende, Reiseschriftsteller, Journalisten, Publizisten, Schriftsteller, Maler, Architekten, Musiker, Juristen, Mediziner, Geographen, Ethnographen. Sie verfolgten berufliche Interessen oder Erholungsinteressen – im letzteren Falle waren sie wirklich Vorläufer der modernen Touristen, die in erster Linie Ruhe, ästhetische Eindrücke, Abwechslung, Landschaft, Vergnügen und Genuß suchten. Berufliches Interesse sticht am ehesten hervor beim preußischen Architekten Karl Friedrich Schinkel, der in Wales nichts sah als Brücken und Aquädukte, die neuen großen Kunstdauten, die im Zuge der Verkehrserschließung angelegt worden waren und die es bald auch möglich machten, daß unsere Reisenden mit Eisenbahnen nach Wales kommen konnten. Eine Mittlerstellung nehmen Männer wie Johann Gottlob Küttnner, Christian August Gottlieb Goede, Johann Georg Kohl und Carl Gustav Carus ein, welche Adlige und Fürsten auf ihren Reisen begleiteten. Man kann annehmen, daß in diesem Falle ihre Herrschaften die Route vorgaben, so daß sie nicht eigentlich für den Weg nach Wales verantwortlich waren. Auch die Reise des Fürsten Pückler-Muskau spricht für diese Deutung: Offensichtlich ein Mann, der das Exklusive suchte und wußte, was damals in der englischen *High Society* Mode zu werden begann.

Wenn man die Wales-Reisenden betrachtet, fällt immer wieder auf, daß sie spät erst diese Gegend um ihrer selbst willen aufzusuchen begannen, anfangs sie jedoch nur *en passant* kennenlernen, meist auf der Durchreise nach Irland. Ein typischer Fall ist hier unser erster Reisender, Johann Gottlob Küttnner, der seinen adeligen Herrn von England nach Irland begleitete, wozu man auf der Hinreise die Verbindung über Holyhead wählte und dabei einen Blick auf Nordwales warf, während man auf der Rückreise aus Irland kommend in Milford Haven an Land ging und so auch Südwalas noch durchquerte. Auch Goede, Pückler-Muskau und Kohl sahen Wales nur auf der Durchreise nach Irland. Andere, wie Felix Mendelssohn

Bartholdy, waren verhinderte Irlandreisende, die sich vom stürmischen Wetter und den schlechten Verbindungen abhalten ließen, von Holyhead nach Dublin überzusetzen. Für mehrere Rundreisende in Großbritannien (neben Mendelssohn Bartholdy auch Schinkel) lag Wales als interessante Nebenreise auf dem Rückweg von Schottland nach London.

Spät erst wurde Wales zu einem eigenständigen Reiseziel, das man als solches ansteuerte, ohne es nur auf der Durchreise mitzunehmen. Unter den deutschen Reisenden ist der Hauptgewährsmann dafür Julius Rodenberg, der sich als erster Deutscher längere Zeit mit Absicht nach Wales begab, die walisische Sprache lernte, die walisische literarische Überlieferung studierte und sich in jeder Hinsicht auf die einheimische Kultur der Waliser einließ. Das war 1856.

Wohin lenkt man seine Schritte, wenn man Erholung sucht und zugleich etwas Neues sehen will? Im 18. und auch im 19. Jahrhundert, in der Blütezeit bürgerlichen Reisens, waren Badereisen beliebt; hier konnte man medizinische Bedürfnisse mit gesellschaftlichen verbinden. Je nach Krankheit wußte man außerdem, welche Art von Heilwasser vielleicht etwas bewirken konnte. Lange waren die binnennächtlichen Bäder begehrte: Das Modebad der norddeutschen Aufklärer war Bad Pyrmont; im Biedermeier wurden die Taunusbäder Wiesbaden, Schwalbach und Schlangenbad modisch, außerdem ging man gerne wie Goethe in die böhmischen Bäder Karlsbad, Marienbad und Franzensbad, die ebenfalls gesellschaftliche Mittelpunkte darstellten; war man aber beispielsweise von Gicht geplagt wie Herder, suchte man in Eger Heilung oder in Aachen. Um 1800 begann die Entwicklung der Seebäder an den Küsten der Nordsee und Ostsee, nachdem zuvor schon einige der englischen Küstenorte wie Margate und Ramsgate vorangegangen waren; Scarborough und Brighton sollten folgen. Nun, solcherlei Heilungssuchende kamen nicht nach Wales. Traditionelle Badeeinrichtungen, wie es sie in Holywell und an anderen Orten gab, waren weder modisch noch attraktiv. Caernarvon erhielt im frühen 19. Jahrhundert erste Badeeinrichtungen. Über Bangor als Seebad machte sich Pückler-Muskau 1828 noch lustig, weil die Einrichtungen so primitiv waren. Rodenberg berichtete 1856 von einem neu errichteten Seebad bei Great Ormes Head.

Doch seit dem späten 18. Jahrhundert wurden das Spazierengehen und das Wandern als gesunde körperliche Bewegung nicht nur neu entdeckt, sondern geradezu kultiviert. Rousseau pries die Bewegung zu Fuß in freier Natur; Johann Gottfried Seume wurde zu einer Berühmtheit durch seinen *Spaziergang nach Syrakus im Jahr 1802*. Solches Verhalten hatte nicht nur physische Gründe, sondern auch soziale: Man propagierte das Gehen „wie die Handwerksburschen“, die unbeschwerliche Fortbewegung ohne das Zeitkorsett der Postkutschenfahrpläne, das Sich-der-Natur-Aussetzen nach der Eigengesetzlichkeit des sich bewegenden

Individuums. Freilich: Europa war dafür noch nicht eingerichtet; es gab noch keine ausgeschilderten Wanderwege, Wanderzeichen und Wanderherbergen. Solange die Infrastruktur noch fehlte, spielte sich das meist so ab, daß Reisende, die auf Postkutschenrouten unterwegs waren, für bestimmte Teilstrecken aus der Kutsche ausstiegen und vorweg- oder hinterhergingen. Wenn sie sich eine längere Spanne an einem bestimmten Ort aufhielten, besuchten sie von dort aus die Burgen, Ruinen, Kirchen und sonstigen Punkte von Interesse in der unmittelbaren Umgebung zu Fuß. Hier hatte nun Wales einiges zu bieten. Pückler-Muskau pries das „elastische Vergnügen“ des Wanderns im Gebirge (S. 82 der vorliegenden Edition). Carus bemerkte, „solches Klettern [sei] immer als eine tüchtige Übung der Muskelkräfte, als eine Art von Trainiren [zu] betrachten, was, wenn es glücklich beendet wird, der Elasticität des Organismus zu Gute kommen muß!“ (S. 155) Reisende wie Pückler-Muskau, Carus oder Rodenberg gingen nicht nur stunden-, sondern sogar tagelang zu Fuß; sie setzten sich Wind und Wetter aus, genossen die Gipfelblicke und die Badefreuden im Meer. Wales wurde ein Land für Wanderer – nicht nur wegen seiner Naturschönheiten, sondern auch deshalb, weil man hier relativ unbekillt und ungefährdet sich der Landschaft hingeben konnte. Goede mußte sich von einem ansässigen Herrn sagen lassen, daß er solche landschaftlichen Besichtigungen und einsamen Wanderungen, wie er sie in *Wales* praktizierte, im unsicheren *Irland* wohl besser nicht unternehmen sollte.

Mit dem Wetter konnte man Pech haben. Mendelssohn Bartholdy, 20jährig, erholungssuchend, war nicht der einzige, der sich beklagte: „Blauer Himmel und Sonnenschein thun mir herzinnig wohl, und sind mir so unentbehrlidh! Aber hier sind sie nicht. Das macht mich eigentlich ernsthaft oder fast betrübt. Der Sommer ist fort, und ohne einen Sonnentag gesendet zu haben. Gestern war ein *guter* Tag, d. h. ich wurde nur dreimal naß, behielt den Mantel fortwährend um die Schultern, und sah die Sonne ein paar mal durch die Wolken; von *schlechten* Tagen hat man keine Vorstellung; ein wüthend pfeifender Sturm weht mit wenig Unterbrechung seit 4 Wochen, dazu fallen die Wolken herunter und würden schrecklich regnen, wenn der Sturm sie ruhig fallen ließe; der fängt sie aber auf; wirft sie in der Luft umher, peitscht sie als Wasserstaub ins Gesicht, es ist nichts dagegen zu thun, als still in den Häusern liegen zu bleiben...“ (S. 114) Immer wieder hatten sich Reisende über zu reichliche Niederschläge zu beklagen. Aber sie fühlten sich meist entschädigt durch die ästhetischen Freuden einer Landschaft im Griff der Naturgewalten. Carus beschrieb es so: „Etwas tiefer hinab, und die Wolken heben sich hie und da etwas, so daß einmal schön Blöcke in die Thäler des Gebirges möglich werden, und namentlich sah es prächtig aus, als einmal wie ein Vorhang von Wolken über dem Meere sich aufzog. Wenn es so sich lichtete, so sah man auch wohl Sonnenblicke unten über die Abhänge des Gebirges laufen, aber bald

zogen die Wolken alles wieder zu! – Es war ein stetes Spiel von Luft- und Dunstwellen mit der Erde! – Dergleichen ergötzt bei ruhiger Betrachtung und breiterer Muße als wir hatten, eigenthümlich genug!“ (S. 154) Die gebildeten Reisenden fühlten sich durch das immer wechselnde Naturschauspiel angeregt zu Reflexionen, wie sie Pückler-Muskau anstellte: „...die Nebel teilten sich, und vor uns lag in zuckenden Sonnenblitzen einen Moment lang klar die vergoldete Erde. Doch nur zu bald schloß sich der Vorhang wieder – ein Bild meines Schicksals!“ (S. 82) Wandernd erlebte der Fürst, daß gerade der Kontrast von Eingeschlossensein in Nebel und Regen einerseits, hingegen die Befreiung des Aufklarens andererseits, die stärksten Emotionen freisetzte: „Die Sonne war schon hinter einen seitwärts stehenden hohen Berg gesunken und rötete jetzt die ganze wilde Gegend, wie die Wand, an der wir hingen, mit dunkelroter feuriger Glut, einer der wunderbarsten Effekte, die ich je vom Sonnenlicht gesehen.“ (S. 92) Am häufigsten priesen die deutschen Reisenden die wundervollen Sonnenuntergänge, die sie an der Westküste, in Conway oder Bangor, erleben durften.

Erholung durch Bewegung in freier Natur in Kombination mit dem Genuß ästhetischer Eindrücke – das waren Hauptziele der deutschen Reisenden, die auf den Spuren der Engländer nach Wales kamen. Die meisten waren im Sommer unterwegs; die meisten hatten nur ein paar Tage oder ein paar Wochen zur Verfügung. (Rodenberg ist hier, wie erwähnt, die einzige Ausnahme.) Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als deutsche Wissenschaftler führend wurden in der Keltologie, kamen sie auch aus wissenschaftlichen Absichten zum Studium der Sprache, der Literatur, der Musik und Kultur überhaupt nach Wales, wofür sie natürlich mehr Zeit benötigten.

Es war also zunächst die *Landschaft*, welche die Deutschen nach Wales zog, die Suche nach ästhetischen Eindrücken, nach dem Romantischen, nicht etwa die *Menschen*, ihre Lebensformen und ihre Kultur. Lange treten die Waliser in unseren Reiseberichten nur als Staffage auf: der Kutscher, das Dienstmädchen im Gasthof, ein Junge, der sich als Führer bei einer Bergwanderung zur Verfügung stellt. Erst allmählich beginnen sich unsere Reisenden auch auf die Einwohner einzulassen. Während sie von Anfang an nach in ihrer äußerlichen Erscheinung beschrieben werden (Hautfarbe, Körpergröße, Tracht der Männer und Frauen), kommt es lange nicht zu wirklichen Begegnungen zwischen den Reisenden und den Einheimischen – nicht zuletzt deshalb, weil sie sich miteinander sprachlich kaum verständigen können. Jedenfalls dann nicht, wenn die Waliser kein Englisch sprechen, was allerdings im Laufe des 19. Jahrhunderts infolge der allgemeinen Schulpflicht und der kulturellen Vermischung seltener wird. Ein Deutscher, der sich auf Englisch verständigen kann, findet allmählich auch in Wales kaum mehr Hindernisse – jedenfalls an den Orten, die er mit Eisenbahn und Postkutsche

erreichen kann, in den Städten und Kurorten. Verständnisschwierigkeiten gibt es aber sogleich, wenn er sich wie Pückler-Muskau als einsamer Wanderer in abgelegene Gebirgsgegenden wagt.

Die frühen Touristen kommen ausschließlich wegen der Landschaft, die sie als „romantisch“ begreifen; erst spät belebt sich ihnen die Landschaft durch Bewohner, die eine eigene Überlieferung haben. Sie sehen beispielsweise Bauwerke als Zeugen der Geschichte; sie fragen nach den Begebenheiten, die dem Bau oder der Zerstörung zugrunde liegen; sie werden von Fremdenführern am jeweiligen Ort mit den Sagen und Legenden, den Überlieferungen und der Geschichte des Ortes, der Gegend, des walisischen Volkes vertraut gemacht. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt sich Wales für sie zu einer Landschaft der Feen und Märchen, der Lieder und Balladen, der Geschichten und Mythen. Es gehört zum Reiz der hier vorgelegten Reiseberichte, daß man allmählich Zeuge werden kann, wie sich solche Anreicherung der landschaftlichen Gegebenheiten durch immer mehr Hintergrundinformationen vollzieht, wie die *Naturlandschaft* in den Augen der deutschen Reisenden allmählich zu einer *Geschichtslandschaft* wird.

Am Anfang aber ist es die reine Landschaft, die Hoffnung auf ästhetischen Genuß aus dem Erleben der Natur, welche die Reisenden anzieht.

Doch bevor sie nach Wales kommen, müssen sie erst eine Grenze überschreiten. Das ist keine politische Grenze mit Schlagbaum und Zollhäuschen – schließlich befand man sich hier wie dort unter der englischen Krone (seit 1801: *United Kingdom of Great Britain and Ireland*). Es gab auch keine eigenen Münzen in Wales oder andere äußerliche Zeichen eines Grenzüberganges.

Wales – das bedeutete für die Reisenden aus England oder Deutschland einen Kulturschock. Sie werden nicht müde zu betonen, daß Europäer mit diesem Land „eine gewisse Idee von Barbarey verbinden“, wie sich Küttner ausdrückt (S. 32). Die Unfruchtbarkeit gewisser Landstriche wird stark hervorgehoben; Küttner etwa, aus dem wohlhabenden Cheshire kommend, konstatierte deprimiert: „Ungeheure unfruchtbare Berge, schroffe Felsenwände, in denen selbst die genügsame Fichte ihre Nahrung kaum findet; Ebenen, mit Gestrippe und Farrenkraut bedeckt – da sind keine Manufakturen, kein Handel, der etwas sagen will, keine Industrie, die auch die kleinsten Städte Englands belebt; und jene Reinlichkeit, die ein Charakterzug dieses Landes ist, wird hier ganz vermißt.“ (S. 23) Freilich konnte ein solcher Reisender auch die Erfahrung machen, daß sich seine Perspektive veränderte, wenn er aus einer anderen Richtung kam. Als Küttner aus Irland zurückkehrend Südwales erreichte, notierte er etwa: „Jeder, der aus Irland kommt, wo arbeitsamer Anbau so selten ist, muß mit innigem Vergnügen sehen, wie das Land mit jedem Schritte, den er macht, schöner und schöner wird. Von Milford aus sind die Hügel nur klein

und mittelmäßig gut gebaut. So wie man aber gegen Osten fortrückt, werden die Berge höher und malerischer, das Land bekommt einen lachenden Anblick, und alles zeigt Fülle und Wohlstand.“ (S. 31) Die Maßstabsgebundenheit der Einschätzung von Kultur und Zivilisation durch unsere Reisenden zeigt sich immer wieder im Vergleich mit England einerseits, den übrigen Teilen Europas andererseits, wie es auch Küttner erfahren mußte: „In der Reinlichkeit ist der gemeine Walliser noch etwas zurück, wenn man ihn gegen den Engländer hält. Wer aber in Frankreich, in Italien und in einem Theile von Deutschland gereist ist, findet in Wallis alles, auch in dieser Rücksicht, sehr gut.“ (S. 33) Bei kritischer Reflexion sieht man dann auch die eigene Herkunft zuweilen in anderem Lichte. Küttner bemerkt im Blick auf Wales: „Von allen Strichen Landes, die ich nun durchreist habe, hab' ich keinen gefunden, wo alles für den Reisenden so beschwerlich, so elend, so mühsam und unangenehm ist, als den von Leipzig bis Fulda [...]“ (S. 33)

Wenn Küttner an dieser Stelle hinzusetzt: „– es versteht sich vor neun Jahren!“, verdeutlicht er, daß jeder Reisende immer ein Land im Wandel beschreibt. Wir erleben mit unseren Reisenden eine zunehmende Verkehrserschließung – nicht nur durch neue Verkehrsmittel wie Dampfboot und Eisenbahn, sondern auch im Innern durch Wege und Straßen. Goede weiß 1803 zu berichten: „Lange Zeit hat dieser Ort nur von Fußgängern besucht werden können, weil kein Fahrweg über die Gebirge führte. Jetzt ist aber eine schöne Straße angelegt worden, die sich durch das ganze Thal, jedoch mehr westlich und mit einem Umwege von einer Meile nach Llanrwst hinzieht.“ (S. 50) Manche Reisenden beschreiben Einzelheiten des Straßenbaus, sprechen mit den Arbeitern, taxieren die Effizienz und den Endzustand. Gerade bei der Beachtung des Ausbaus der Infrastruktur kann man erkennen, daß Wales wohl ein Durchgangsland bleibt, dessen Erschließung gewissermaßen einen Sekundäreffekt der engeren Verbindung des reichen Großbritannien mit dem einzubeziehenden Irland darstellt, daß man aber auch nicht übersehen darf, daß dieser fortschreitenden Erschließung auch eine innere Differenzierung folgt, eine Verästelung der Verkehrsmöglichkeiten innerhalb des gebirgigen Wales bis in die abgelegensten Dörfer.

Je mehr unsere Reisenden auf die Berge steigen, desto mehr erleichtert man ihnen diese Mühe: Die Gastwirte vermitteln Führer; an gewissen Punkten leiht man sich Wanderstücke; auf den Gipfeln werden Buden eröffnet, in denen man Kaffee oder einen Imbiß bekommen kann (wobei sich deutsche Reisende wie Carus zunächst noch darüber aufhalten müssen, daß sie im methodistischen Wales keinen Alkohol erwarten können; während lebenskluge Genießer wie Pückler-Muskau natürlich wissen, daß sie, wenn sie auf einem Gipfel ein Glas Champagner zu sich nehmen wollen, diesen selber mitbringen müssen).

Die entdeckte Landschaft wird zunehmend kommerziell verwertet. Kohl beklagt sich 1842 über „die Masse der *Sightseers*“ (S. 126 f.). Der Tourismus bietet den Reisenden immer mehr Bequemlichkeiten und Erleichterungen, doch läuft dies zugleich dem romantischen Reisemotiv der Sehnsucht nach Einsamkeit und Selbstfindung in der Natur zuwider.

Warum also beginnen die Deutschen seit dem späten 18. Jahrhundert, Wales in ihr Reiseprogramm aufzunehmen? Der erste Grund liegt in der veränderten Landschaftswahrnehmung des aufgeklärten 18. Jahrhunderts, die sich mit den Stichwörtern „Schweiz“ und „Alpen“ bezeichnen lässt. Zuerst hatten britische Schriftsteller wie Thomas Pennant Wales als eine „Schweiz“ bezeichnet und Camdens Ausdruck von den „walisischen Alpen“ wiederaufgegriffen. Die Blicklenkung deutscher Reisender auf Wales ging von dieser Voraussetzung aus: Sie wählten, in Wales Schweizer Alpenlandschaften zu finden. Das bedeutet gleichzeitig, daß nicht das ganze Land für sie gleichermaßen interessant war, sondern sich ihr Augenmerk auf „Snowdonia“ richtete, die Gegend um den höchsten Berg herum. Von zwei Ausnahmen abgesehen (Küttner, Carus), ist unter „Wales“ „Nordwales“ zu verstehen, die wilde Hochgebirgslandschaft am Snowdon, den man damals übrigens für den höchsten Berg auf den Britischen Inseln hielt.

Diese Wahrnehmungsorientierung prägt sich im Vokabular aus, in Zusammensetzungen wie „Alpengegenden“, „Alpenwiese“, „Alpenhänge“, „Alpenpflänzchen“, „Alpenlerche“, „Alpenjäger“, „Alpenstock“, „Rasenalp“ und „alpenhaft“. Kohl findet sogar ein walisisches „Rütli“. Andererseits zeigt sich schon der erste deutsche Zeitgenosse, der mit solchen Erwartungen anreist, Küttner, enttäuscht: „Die Berge sind freylich durch ihre Größe und Form majestatisch, doch haben sie nicht jene reizende Abwechslung, welche die Alpen so anziehend macht, nicht jenes liebliche Gemische von gebauten Feldern, üppigen Wiesen, Triften, verschiedenen Bäumen und Wasserfällen.“ (S. 23) Die Rettung der Alpen-Wahrnehmung geschieht auf einem Umweg; Carus bringt es 1844 auf die Formel: „Es ist das Eigne dieser Gegend, condensirt in sich tüchtig und schön zu seyn, ohne die enormen räumlichen Extensionen der Alpen zu bedürfen. Hier kann ein Fels im Kleinen ganz das seyn, was dort ein Berg im Großen.“ (S. 152)

Die Wahrnehmung der Gebirgslandschaft um den Snowdon als „Schweiz“ hängt eng zusammen mit dem ästhetischen Konzept des „Malerischen“ oder „Pittoresken“. Der Eindruck einer Landschaft wird vom Betrachter als ein „Bild“ wahrgenommen und mit den Landschaftsbildern verglichen, die sein Bildgedächtnis abgespeichert hat. Diese Übung setzt einen gebildeten Betrachter voraus. Er empfindet ein komplexes, intellektuell-emotionales Vergnügen daran, im Natureindruck Kunst wiederzufinden und artifizielle Repräsentationen auf ihre Naturgemäßheit zu überprüfen. Im Auge des Betrachters ordnen

sich Landschaftseindrücke so, daß er sie als „Gemälde“ wiedererkennt. Fortan wird es zu einem entscheidenden Reiz des Reisens, sich solche kunstanalogen Eindrücke zu verschaffen. Häufig wird der Reisende deshalb die Kutsche mit ihren eingeschränkten Wahrnehmungsmöglichkeiten verlassen und zu Fuß möglichst viele Standpunkte zu gewinnen suchen, welche solches Bildsehen ermöglichen. Der Reisende sondiert die Potentialitäten einer Gegend unermüdlich daraufhin, wie er Perspektiven gewinnen kann, die sich als „Bild“, „Szene“ oder „Panorama“ eignen. Das sei an einigen Beispielen aus der Reisebeschreibung von Goede erläutert.

„Um die herrliche Landschaft von der entgegengesetzten Seite zu betrachten, kletterte ich einen hohen Felsen hinan, der nicht weit vom Städtchen jenseits des Flusses liegt.“ (S. 41) Man sucht absichtlich und planvoll bestimmte Standpunkte auf, um „malerische“ Ansichten zu gewinnen. „Dies ist der schönste Standpunkt im Thale von Capel Cerrig, dessen romantische Größe ich mit nichts ähnlichem zu vergleichen wüßte. Das Thal erscheint, von dieser Seite betrachtet, überall von Bergen eingeschlossen, und sein Hintergrund, der aus schwarzen Felsen bestehet, die dicht in einander gedrängt dastehen mit ihren weißen Wolkenkränzen um die hohen Gipfel...“. (S. 50) Man vergleicht mögliche Standpunkte und optimiert die Wahrnehmung durch Auswahl. „Die reichste und schönste Aussicht erhält man von der Seite, die dem Städtchen Llangollen gegenüber stehet. Hier übersieht man ein breites, schön bebautes Thal. Wer die Gegend am vortheilhaftesten zu sehen wünschte, dem würde ich diese Stelle am Morgen oder zur Abendzeit zu besuchen empfehlen, wenn alle die Spitzen der Berge im Purpurglanze schimmern und ihre großen, ungeheuer Massen in der Dämmerung mit verdoppelter Kraft heraustreten.“ (S. 41) Man wählt die Tages- und die Jahreszeit, um den optimalen „malerischen“ Eindruck zu gewinnen. „Diese Ansicht, sagte der Fremde zu mir, ist für mich seit langer Zeit das Schönste in der Natur. Ich kenne sie in allen Schattirungen des Frühlings, des Sommers und des Herbstan, und in allen ihren Verwandlungen behält sie für mich einen unbeschreiblichen Reiz. Es werden auch wenig schöne Tage im Jahre vergehen, wo ich nicht auf Augenblicke hierher kommen sollte.“ (S. 44)

Die Betrachter dieser Epoche sehen sich in einem Spannungsgefüge von Aktivem und Passivem. Sie suchen aktiv Eindrücke auf; sie beurteilen aber auch passiv das sich ihnen Bietende in bezug auf sein Sich-Präsentieren. „In der Fläche, wo in einem ausgebreiteten Gesichtskreise nur kleine Gegenstände dem Auge erscheinen, zerstreut sich das Gefühl.“ (Goede, S. 44) „Obgleich die Oberfläche der Insel Anglesea sehr flach erscheint, so erhebt sie sich doch am Ufer der irländischen See in höchst malerischen, abgerissenen Felsenwänden bedeutend hoch aus den stets brandenden Fluthen.“ (Pückler-Muskau, S. 111 f.)

Der malerische Standpunkt ist wesentlich auf Aussicht orientiert, Übersicht, zuweilen Durchsicht. Er braucht die Weite des Blickes, der freilich Halt finden muß an Gegenständen in der Ferne oder im Mittelgrund sowie der seitlichen Begrenzung bedarf. Es sind die Repoussoirs der klassischen Landschaften von Claude Lorrain, welche dem pittoresk Sehenden jene gesuchten Amphitheater, Halbzirkel, wannenartigen Senken, allmählich aufsteigenden Gebirgslandschaften darbieten.

Zum pittoresken Sehen gehört die Einzelwahrnehmung von Felsen und Wasserfällen. An solchen gegenständlichen Verdichtungspunkten gewinnt der gerne weit schweifende Blick Halt; sie werden besonders aufgesucht. Goede: „Es ist nicht sowohl die Höhe und Ausdehnung der Felsenwände, als die Größe und Einfachheit ihrer Theile und ihrer abgesonderten Massen, die ihrer Form jenes erhabene Gepräge giebt, welches ich nur bei den Gebirgen der Schweiz gesehen habe.“ (S. 39) „Felsen, Berge und Hügel liegen in mahlerischer Verwirrung unter einander, einige laufen spitzig und kegelförmig in die Höhe, andere sind abgerundet, und noch andere stehen rauh und abgebrochen da.“ (S. 40)

Felsen und Wasserfälle dienen dazu, sich wildromantische Kompositionen im Stil Salvator Rosas und Jacob van Ruisdaels vor sein Auge zu zaubern. Daneben sucht man mit besonderer Vorliebe Ruinen auf. Sie enthalten neben dem ästhetischen Reiz des Blickpunktes den historisch-sentimentalen Bezugspunkt der Vergänglichkeit des Menschlichen, oft gerade im Kontrast mit der Ewigkeit der Natur. „Die einzige Merkwürdigkeit dieses Ortes“, bemerkt Goede über Conway, „besteht aus der Ruine des alten Schlosses, welches im dreizehnten Jahrhunderte erbaut worden ist. Diese Ruine ist von erstaunlichem Umfange und gewahret, von welcher Seite man sie auch betrachtet, einen mahlerischen Anblick. Am schönsten nimmt sie sich aber doch wohl von der Wasserseite aus, und diesen Standpunkt haben auch die meisten Englischen Landschaftsmahler und Zeichner, von denen sie oft abgebildet worden ist, gewählt.“ (S. 51)

An dieser Stelle erkennt man, daß der genießende Blick des Reisenden der eines Malers ist, auch dann, wenn der Genießer kein aktiver Maler ist. Der Reisende Goede wird selber von seinen Gastgebern für einen Maler gehalten, und zwar aufgrund seines Bewegungsverhaltens in der Landschaft. Man denkt, einer, der sich so scheinbar zwecklos nach seinen Augen orientiert, könne nur ein Landschaftsmaler sein. Doch nicht mehr als zwei deutsche Wales-Reisende waren wirklich Maler: Schinkel und Carus. Bei letzterem ist die entsprechende Metaphorik besonders prominent. Wahrnehmungsgeschichtlich interessanter ist aber, daß die Reisenden in diesem Zeitalter des Pittoresken auch dann, wenn sie nicht praktizierende Maler sind, mit den Augen der Maler sehen.

Zu den Ruinen gehört häufig Efeu: Die besondere Konstellation des Menschenwerkes, das der Zerstörung anheimgegeben ist, und der Natur, die pflanzenhaft darüber hinwuchert, wurde als höchst malerisch und romantisch angesehen.

Mit Vorliebe gewählte Blickpunkte sind gotische Ruinen. Davon war in Wales allerlei zu finden. Allerdings bemerkten die Besucher auch, daß im Laufe der Jahrzehnte immer mehr Gotik neu gebaut wurde. Pückler-Muskau spricht auf seiner Wales-Reise 1828 bereits von einer „Manier des Gotischen“ (S. 102).

Seit dem 18. Jahrhundert sucht der Reisende die Einsamkeit, er möchte auf sich selbst zurückgeworfen werden. Alles, was eine solche besinnliche Stimmung in ihm hervorrufen kann, ist erwünscht. Felsenklüfte werden auch deshalb aufgesucht. Goede formuliert: „Im stillen Felsengrunde sammelt sich der Geist zur Betrachtung und das Herz schlägt freier und ruhiger; denn jeder kleinliche, thörichte Wunsch, der es im Gewühle der Menschen oft krampfhaft zusammenzieht, verschwindet vor dem tiefen Eindrucke des Einfachen und Großen in der Natur.“ (S. 44) Man benötigt entweder eine hörbare Stille oder betäubendes Geräusch der Natur, etwa an Wasserfällen, in Schluchten.

Der Reisende dieser Epoche folgt dem Prinzip des Kontrastes und der absichtlichen Entgegensetzung. Er lebt in der *Kultur*, aber er sucht die *Natur*. Er lebt unter *Menschen*, aber er sucht die *Einsamkeit*. Er existiert durch *Arbeit* und sucht die *Zerstreuung*. Er erfährt die Zerstreuung und sucht die *Konzentration* in der Konfrontation mit übermächtiger Natur. Außer dem Epitheton „romantisch“, das inflationär verwendet wird, kennt man dafür auch „majestatisch“ und „erhaben“. Wales bietet eine Landschaft dar, die solchem Empfinden entgegenkommt: „Wie leicht wird der Mensch an einem Orte einheimisch, wo die ruhige Größe der Natur in erhabenen Bildern zu ihm spricht!“ (Goede, S. 44)

Malerische Landschaftswahrnehmung konzentriert die Sinne auf das *Auge*. Sinneswahrnehmungen des Gefühls und des Geschmacks werden nur selten angeprochen. Dem *Ohr* wird gewissermaßen Einhalt geboten durch Stille oder übertäubendes Geräusch, welches den Einzelnen auf sich selbst zurückwirft. Wales bietet aber auch einen Eindruck von Musik, der freilich auf ein einziges Instrument bezogen wird: die Harfe. Die Reisenden verleihen ihren Berichten Lokalfarbe durch Verweis auf die Harfen, die als charakteristische Erscheinung keltischer Kultur stets betont werden. In den Gasthäusern und Herbergen halten die Wirte in diesem Zeitalter bereits Harfenisten zur Unterhaltung der Reisenden. Fast alle Reisenden genießen diesen Reiz und freuen sich der musikalischen Darbietungen. Es ist ihnen außerdem bewußt, daß es sich beim Harfenspiel um eine Eigentümlichkeit der einheimischen Kultur handelt: Barden mit langem Stammbaum, die von ihren Mitmenschen geehrt und ernährt werden wegen ihrer nationalkulturellen Bedeutung. „Die Träume und Bilder von den glorreichen Thaten ihrer Ahnherren sind gleichsam die

Poesie ihres Lebens“ (Goede, S. 53). Kohl erkennt, daß diese Harfenspieler „zum Vergnügen der Fremden“ angestellt werden (S. 132). Felix Mendelssohn Bartholdy ist der einzige Reisende, der sich nicht begeistert zeigt über die „Nationallieder“, die auf solchen Harfen gespielt werden, sondern „sogenannte Volksmelodien, d. h. infames, gemeines, falsches Zeug“ moniert; er beklagt sich über „die Welschen Harfen, die alle den Jägerchor [aus Carl Maria von Webers *Freischütz*] mit Variationen und Improvisationen von gräßlicher Art vortragen“ (S. 113).

Die Gleichsetzung des unbekannten Wales mit der bekannten Schweiz hatte die ersten Reisenden in diese Landschaft gelockt; die Wahrnehmung des Pittoresken, dann auch des Erhabenen (Sublimen) fand hier ein lohnendes Reiseziel. Dies hatte zugleich zur Folge, daß die meisten Bereiche menschlichen Lebens, insbesondere alles, was mit Alltag und Wirtschaften zu tun hatte, absichtlich ausgeblendet wurden. Eine Ausnahme hiervon macht Kohl 1842, der als erster ausführlich die Schieferbergwerke in Wales würdigte (auch Rodenberg erwähnt einen Besuch in einem Schieferbergwerk); sodann Carus 1844, der außer den romantischen Landschaften in Nordwales auch die Eisengießereien in Südwales beschrieb. Pückler-Muskau weiß von der Kupferverhüttung zu berichten. Im wesentlichen aber bleibt es dabei: Wer nach Wales reist, will *Landschaft* sehen; Reisende mit anderen Interessen meiden diese Gegend.

Spät erst wird Wales ein Land mit eigener Geschichte und eigenen Geschichten. Die älteren Reisenden wissen etwas über die Römer (vor allem von Tacitus) und insofern auch über die Druiden (daß nämlich Paulinus Suetonius die Wälder der Insel Anglesey habe abholzen lassen, um den Druiden ihren Lebensraum zu nehmen). Ansonsten deuten die majestätischen Ruinen der Burgen auf die Eroberung durch die Engländer unter Eduard I. hin. Immer erkennt man den klaren Gegensatz von Engländern und Walisern sowie ihre gegenseitige Abneigung.

Darüber hinaus aber wird Wales ein Land für romantische Reisende durch die Märchen und Geschichten, die man ihnen an den entscheidenden Punkten erzählt. Es sind eigentlich nur drei Anekdoten, die sich kaum ein Reisender entgehen läßt: Wie bei drei Schiffbrüchen im Laufe der Geschichte immer wieder nur einer mit dem Leben davonkam, und dieser immer Hugh Williams hieß. Wie Eduard I. seine schwangere Gemahlin nach Caernarvon bringen ließ, um den Walisern in seinem Neugeborenen einen Fürsten zu präsentieren, der in ihrem Lande geboren sei und kein Wort Englisch verstehe. Und schließlich: die Ortslegende zu Beddgelert, dem „Grab des Gelert“, eines treuen Hundes, der das unbewacht in der Wiege zurückgelassene Kleinkind des Fürsten Llewellyn gegen einen Wolf verteidigte, vom zurückkehrenden Fürsten, der nur den Hund und das Blut sah, irrtümlich aus Jähzorn getötet wurde. Gewiß Stoffe für eine romantische Phantasie, aber doch sehr wenig für ein Land dieser Größe.

Nun kam aber im Laufe des 19. Jahrhunderts eine auffallende Aufmerksamkeit für allerlei wenig Greifbares hinzu: für Feen, Märchen, Mythen, wie sie in diese Landschaft aus Nebel und Regen zu passen schienen. Wales wurde ein Land König Arthurs, des Zauberers Merlin, verschiedener Unholde und Erdwesen. Noch fehlte eine Konzeption des „Keltischen“. Aber seit Wilhelm und Jacob Grimm 1826 *Irische Elfenmärchen* veröffentlicht hatten, rückte mit Schottland auch Wales in den Focus der Liebhaber des Phantastischen, Antirationalen. Wales entwickelte sich allmählich zu einem Gegenbild Englands: dem Land der Prosa, der Vernunft, des Geschäftsgeistes und der Industrie. Diese bewußte Suche nach einem Gegenbild kulminierte im ersten Buch, das ein Deutscher dieser Landschaft widmete: Julius Rodenbergs *Ein Herbst in Wales* (1858).

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die Reisenden nur wenig abseits des Touristischen erfahren. Im Jahre 1856 aber reiste ein 25jähriger Jurist jüdischer Herkunft, der gerade promoviert worden war und Schriftsteller werden wollte, zunächst zu Verwandten nach England, um sich dann absichtlich für eine Reihe von Wochen nach Wales zurückzuziehen, wo er überwiegend bei einer Bauernfamilie lebte, bevor er das Land weiter erwanderte. Seine Auskunftspersonen waren hauptsächlich eine alte Frau, die als kundig galt in aller abergläubischen Überlieferung, und ein Schulmeister, zugleich Dichter, der über Land und Leute Bescheid wußte. Gewiß, vieles von dem, was Julius Rodenberg in seinem Buch *Ein Herbst in Wales* mitzuteilen hatte, entnahm er englischen Büchern über Märchen, Lieder, Geschichte und Geschichten von Wales. Aber er erlebte das alles ohne Zweifel auch selbst; er sang selber und ließ sich vorsingen, vertiefte sich in die Grammatik der walisischen Sprache, hörte die Feenmärchen und nahm die Sagen auf. Er spricht eingangs selber von seinem Interesse an einem fremden Land, „dessen Volk, Sitten und Sprache wol schon lange meine Theilnahme angeregt hatten, das meinem Verständnis aber nur durch liebevolle Versenkung allmäßig sich erschließen sollte“ (S. 162).

Dieser Versuch eines Eintauchens in fremdes Leben, einer Erfahrung durch teilnehmende Beobachtung, ist im 19. Jahrhundert neu. Es handelt sich wesentlich um ein romantisches Gefühl, wenngleich man das 19. Jahrhundert schlecht verstände, falls man dieses Gefühl im Gegensatz zum wachen Sinn für Realität und Fakten sähe. Solche teilnehmenden Beobachter sind zugleich Forscher; was Wilhelm Heinrich Riehl in der Pfalz und in anderen deutschen Landschaften, Eberhard Gothein in den Abruzzen und im Schwarzwald sowie Victor Hehn in Italien und anderswo betrieben, lebte aus demselben Geist des Wanderns und Sich-Versenkens in regionales Volksleben. Rodenberg bezeichnet diese Haltung einmal treffend als die des „genießenden Betrachtens“ (S. 196).

Während man aus Rodenbergs Bericht über Wales vieles lernen kann über Land und Leute, Geschichte und Literatur, weit mehr, als bis dahin in Deutschland bekannt gewesen war, enthält die literarische Überformung, die er seinem Stoff angedeihen läßt, doch auch eine gewisse Gefahr. Freilich, als reinen Faktensammler kann man sich einen solchen romantischen Reisenden gar nicht denken. Das Buch bezieht auch einen ganz eigentümlichen Reiz aus der stets wachen Phantasie des Autors, der immer bereit ist, sich träumend gehen zu lassen. Selbst das modernste Verkehrsmittel, die Eisenbahn, setzt die romantische Vorstellungskraft in Schwung: „Wenn man auf so raschen Fahrten zum Denken nur die Zeit hätte, so wäre gewis kein Gedanke natürlicher gewesen, als der, die alten Ritter auf ihren Streitrossen in diesem Augenblick sich belebt vorzustellen und sich einzubilden, aus den dämmrigen Fenstern der Thürme größten schönen Frauen in den Burghof hinunter.“ (S. 164) Oder, als ihm eine romantisch geschilderte alte Frau in ihrer Hütte ein Glas einschenkt: „mir schauderte ein wenig vor dem Trinken, denn mir war nicht anders, als sitze ich in der Hexenküche, wo mir ein Zaubertrank gebraut sei“ (S. 199). Reisende wie Rodenberg wären nicht nach Wales gekommen, um die Moderne, die Industrie, die Architektur zu sehen; für sie war dies „das Land der alten Celten“ – „Boden der Romantik“ (S. 166).

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entfaltete sich zunehmend das Konzept einer „keltischen Rasse“, die ganz anders sei als die Germanen und die Romanen. Die Waliser erscheinen nun als „poesieresches Naturvolk“, „einfach, patriarchalisch“, „das geborene Volk der Musik“ mit „poetischer Empfänglichkeit für das Wunderbare“, „sinnliche Kelten“ (S. 169 ff.). Rodenberg schreibt all dies, *bevor* Ernest Renan und Matthew Arnold ihre Konzepte des Keltentums einer europäischen Öffentlichkeit vorgestellt hatten. Die industrielle Welt Großbritanniens im 19. Jahrhundert – wenige Jahre nach der epochalen Weltausstellung von 1851 in London – trieb diesen Gegensatz immer pronaconierter hervor: Am Rande der Zivilisation lebten noch Völker wie das walisische, welche zwar ihre Freiheit verloren hatten, aber ihre alten Sitten und ihre alte Sprache treu bewahrten. Rodenberg studiert förmlich alles, was er über das Druidentum ausfindig machen kann, auch über die Barden; er hört fortwährend Harfen und Gesang, läßt sich erzählen vom Zauberer Merlin und von König Arthur. Die heidnischen Zusammenhänge, die in eine Welt vor der Christianisierung zurückweisen, reizen ihn; der verbreitete Aberglauben, Gespensterglauben, Märchenglauben gehört zu jener romantischen Welt, die sich solche Reisenden mit ihrer Phantasie erschaffen. Doch die romantische Mentalität ist auch geprägt durch das Bewußtsein ihrer Gefährdung. Rodenberg erlebt staunend den „Duft und Schimmer einer Romantik, der sogar ein nationaler Hintergrund nicht fehlt“ (S. 200). Er sucht reisend den „vollen Klang der Romantik“ (S. 249) – wohl wissend, daß der Europäer des Industriealters längst in

einer prosaischen Welt lebt, deren Brutalität durch den Duft der Romantik kaum noch kompensiert werden kann. Das deutlichste Sinnbild dieser Entwicklung ist wohl, daß der technische Fortschritt, hier in Gestalt der Eisenbahn, die romantische Überlieferung zerstört. Es wird erzählt, die Feen seien verschwunden, „seit die Eisenbahn durch unser Land geht“ (S. 202).

Rodenberg sucht absichtlich eine Idylle und beschwört sie immer wieder. Die Armut, die oft mit ländlichen Verhältnissen verbunden ist, wird nicht geleugnet (wenn auch Betteln nur am Rande vorkommt), aber die Lebensverhältnisse werden als patriarchalische Idylle gedeutet: einfache Empfindungen, schlichte Menschen, Glück in der Familie, starkes Heimatgefühl, ungebrochene Verbundenheit mit den volkstümlichen Überlieferungen. In ihrer Einfachheit sind die Menschen zugleich „reinlich“ in Wales (im Gegensatz zu Irland); sie beten und arbeiten. Gebildete Reisende wie Rodenberg tragen literarische Vorstellungen an die Peripherie. Sie zitieren Goldsmith, Spenser und Shakespeare, Horaz und Vergil, Lessing und Goethe. Sie projizieren in die naturnahen „Bergvölker“ ein Glück der Einfachheit, das ihnen als Städtern nur im Grenzfall noch erfahrbar werden kann.

Letzten Endes sind alle unsere Reisenden Touristen: Menschen, die kommen und gehen; die sich vorübergehend einer fremden Welt aussetzen und dann wieder in ihren eigenen Alltag zurückgehen müssen. In Rodenbergs Wales-Buch findet man die bloßen Touristen freilich karikiert, und zwar in Gestalt der englischen Touristen. Bereits seit dem 18. Jahrhundert war der reisende Engländer in der deutschen Literatur stereotypisiert als reich, blasiert, eingebildet, nationalstolz und letztlich gar nicht für Fremdes offen. Im Bild des reisenden Engländers schufen sich deutsche Autoren (zu denen auch Goethe und Heinrich Heine und Wilhelm Waiblinger gehören) einen Anti-Typus, eine Karikatur, die kenntlich machte, was aus einem Reisenden im schlimmsten Fall werden kann. Rodenberg hat dieses Klischee glänzend bedient, indem er sich selber als gefühlvollen Reisenden und drei Engländer aus Birmingham, die seinen Weg in Wales kreuzten, als lächerliche, dünkelhafte Touristen in Szene setzte. Mit dieser bizarren Gruppe reicht der industrielle Alltag ebenso in die keltische Idylle hinein wie mit jenem „Touristenschwarm“ in karierten Mützen und steifen Kragen, der ihn in Penrhyn Castle umdrängt. Aus Sympathie für die Waliser und Antipathie gegen die Engländer entwickelt sich in solchen Szenen immer plastischer das Selbstbild eines romantischen Deutschen, der stets ein Lied auf den Lippen hat (und im vollen Brustton der Überzeugung das „Lied“ grundsätzlich für etwas Urdeutsches hält, nicht vergleichbar einem englischen „Song“ oder einem französischen „Chanson“); der in der Ferne immerfort ein Waldhorn tönen hört, sich in der Waldeinsamkeit an den Busen der Natur wirft und sich badend mit dem Meer vermählt. Die Wahlverwandtschaft zwischen diesem romantischen Deutschen und den musikalisch-poetischen Kelten

in Wales wird an den Stellen besonders deutlich, wo Rodenberg die begeisterte Reaktion des Schulmeisters und eines einfachen Mädchens wiedergibt, die in ihm, dem Dichter, einen „deutschen Barden“ sehen.

Die Entdeckung eines Volkes an der europäischen Peripherie durch die Deutschen aus dem Zentrum verfolgt durchaus ein gewisses Interesse. Sie suchen sich selbst im Fremden, und dieses Fremde muß exotischer sein als die Welt der Engländer, die als stammesverwandt angesehen werden, wenn auch als moderner, in der Entwicklung der Industrie und der Massenzivilisation schon fortgeschrittener als ihre germanischen Vetter auf dem Kontinent. Die romantische Sensibilität drückt nun gerade die Waliser als „sinnliche Kelten“ ans Herz – Menschen, die noch in ihrer traditionellen Lebenswelt ruhen und noch nicht verdorben sind durch den protestantischen Arbeitsgeist der Moderne. Ja, in Monmouthshire, hört man, seien die Feen verschwunden, seit dort soviel methodistisch gepredigt werde. Die Prediger und die Eisenbahnen... Der Protestantismus und der „Geist“ des Kapitalismus...